

Der Matador.

Stütze von A. Oster Klausmann. Die Hotelglocke wird dreimal bestig angeklungen und vermeldet die Ankunft von Gästen. Es ist gegen Abend. Der Juwelier Sörensen aus Rosenhagen hat einen strapazierten Tag hinter sich, den er bei den Juwelieren der Stadt in eifrigen geschäftlichen Verhandlungen verbrachte. Die großen Juweliere der europäischen Hauptstädte stehen jetzt in Verbindung miteinander und bestellen sich gegenseitig beim Einkauf bestimmter Sorten Brillanten, Perlen und der beliebtesten Edelsteine, kaufen sich auch gegenseitig fertige Schmuckstücke ab. Der Geschäftsführer steht an seinem Pult, während Juwelier Sörensen das große Tresorfach öffnet, das er seit fünf Tagen mit einer gewichtigen Kasse befüllt hat. Ein Schwedenknecht, den der Juwelier ausführt, veranlaßt den Geschäftsführer, sich umzudrehen. Leichenblasen Geschäft steht Sörensen vor dem Tresorfach und weist mit zitternder Hand in die Öffnung des Tresors. Das Tresorfach ist leer. „Meine Kasse!“ sagt tonlos Sörensen; sie enthält Schmuckstücke im Werte von sechshunderttausend Kronen! Dann sinkt er halb ohnmächtig auf einen Stuhl. Auch der Geschäftsführer bekommt einen gewaltigen Schreck. „Iren Sie sich auch nicht, Herr Sörensen, haben Sie die Kasse nicht vielleicht auf Ihrem Zimmer stehen lassen?“ Sörensen schüttelt den Kopf. „Wo werde ich denn so leichtsinnig mit derartigen Kostbarkeiten umgehen,“ flüstert er tonlos. „Aber das Tresorfach ist unversiegelt, Schlüssel und Schloß in vollkommener Ordnung.“ Sörensen tritt noch einmal an das Tresorfach und probiert den Schlüssel. „Ja, es ist alles in Ordnung. Und doch hat jemand das Fach geöffnet und die Kasse herausgenommen.“ Der Geschäftsführer zuckt die Achseln und sagt ernsthaft: „Ja, wer sollte denn das gewesen sein, Herr Sörensen? Es bestirbt ja kein Mensch den Schlüssel als Sie! Es ist kein Tag, der Tresorfach ist nicht einen Augenblick ohne Aufsicht gewesen, kein Mensch konnte unbemerkt an ihn herankommen. Sollten Sie sich wirklich nicht getraut haben? Vielleicht haben Sie die Kasse bei einem Ihrer Kunden stehen lassen.“ „Aber ich bitte Sie!“ sagt Sörensen ärgerlich, „als ich früh fortlief, nahm ich aus der Kasse zwei Brillantarmbänder heraus, schloß die Kasse, schloß sie in das Tresorfach und schloß dieses ab. Telephonieren Sie nach der Post!“ Der Geschäftsführer ist dieses Telephonieren sehr, sehr unangenehm. Es schadet dem Renommee eines angesehenen Hotels natürlich außerordentlich, wenn dablei Riefendiebstähle unter geheimnisvollen Umständen verübt werden. Aber es hilft nichts. Kriminalkommissär Weiß hat auch sofort eine Spur; er hütel sich aber vorläufig noch, seine Ansicht auszusprechen. „Hat der beliebige Baron schon öfter bei Ihnen gewohnt?“ „Ja, vor einigen Monaten war er bereits da.“ „Wollen Sie das Datum feststellen?“ fragt der Kriminalkommissär. Der Geschäftsführer befreit zwar nicht, was der Baron mit dem Diebstahl der Juwelierskassette zu tun hat, aber er stellt doch fest, daß der Baron vor elf Monaten auch Gast im Hause gewesen ist, damals mit seiner Gattin. „Damals war ich auch Gast hier,“ sagt Juwelier Sörensen. Der Kriminalkommissär lächelt. „Beschreiben Sie mir doch den Baron näher,“ sagte er zu dem Geschäftsführer. Diese Beschreibung kann sehr genau gegeben werden, denn der Geschäftsführer hat mit dem Baron ja häufig genug verkehrt. „Sie glauben, Herr Kriminalkommissär, daß der Herr Baron?“ Der Geschäftsführer wagt das furchtbare Wort gar nicht auszusprechen. Aber der Kriminalkommissär weiß, ergänz: selenruhig: — die Brillanten gefohlen hat; ja, das glaube ich; und zwar mit Hilfe eines Nachschlüssels. Waren Sie in dem Augenblick anwesend, als der Baron sein Tresorfach öffnete und seine kleine, leberbezogene Kasse herausholte?“ „Ja, war vielleicht zwei Minuten fort. Der Baron fragte mir ganz plötzlich: „Ach, Herr Geschäftsführer, verzeihen Sie, wenn ich frage, aber ich bin so furchtbar eilig. Bitte, sehen Sie doch nach, ob die gelbe Ledertasche sich bei meinem Gehäd befindet.“ Ich ließ hinaus in das Vestibül, sah, wie die gelbe Ledertasche aufgeladen wurde, und kam zurück, um dem Baron Meldung zu machen. Ich war im ganzen viertelstündig anderthalb Minuten fort.“ Die genügten dem Gauner vollständig, um das fremde Tresorfach zu öffnen, die Kasse herauszunehmen, in den ledernen Sandstoffer zu stecken, den er bei sich hatte, und dann das Tresorfach zu verschließen. Ich muß leider sagen, Herr Sörensen, wir haben wenig Aussicht, Ihnen Ihr

Eigentum wieder zu verschaffen. Dem sprang sogenannte Baron ist einer der gewandtesten modernen Diebe, und wahrscheinlich würden wir gar nichts bei ihm finden, wenn es uns selbst gelänge, ihn zu verhaften; denn seine Gemahlin ist eine abgefeimte Diebin, mit der er sich wahrscheinlich unterwegs getroffen hat, und die sofort mit der geraubten Kasse des Herrn Sörensen einen anderen Weg genommen hat. „Aber dieser Baron war echt, ich hätte auf ihn geschworen!“ sagt der Geschäftsführer, verzweifelt die Hände ringend. „Er weiß, wie man sich in der vornehmen Welt gibt, es ist eine Spezialität von ihm. Der Mann war jahrelang Hotelangestellter und verzeiht seine Kenntnisse glänzend auszuweisen.“

Keine Zeit. Von Fritz Müller. Der Generaldirektor Weiermann hatte keine Zeit. Der Generaldirektor Weiermann war zeitlos. Zeitlos nicht im ewigen Sinne, sondern zeitlos im irdischen Sinne. Der Generaldirektor Weiermann war ein mächtiger Herr. Kräftig laufend Leute standen unter ihm. Sein Name hatte einen Schwing und einen Hammerklang weitem im Lande. Aber, aber — er hatte keine Zeit. Der Generaldirektor Weiermann war eine Säule in der deutschen Volkswirtschaft. Seine Lastkraft flachte Riefentrübsal aus dürrer Boden über Tag und unter Tag, im Eisen, in der Kohle. Aber, aber — er hatte keine Zeit. Der Generaldirektor Weiermann warf die Fäden seines Wirtschaftens über Westmer. Schulen schür er, Bibliotheken warf er über Land, und an der Spitze großer Menschheitsbedürfnisse stand er. Aber, aber — er hatte keine Zeit. Es war schon eine Weile her, da schrieb der Generaldirektor Weiermann noch eigenhändig Briefe an die guten Freunde. Und in jedem Briefe lag ein Stück von seiner großen Seele drin. Dann drängten Pläne und Entwürfe. Und Generaldirektor Weiermann diktirte seine Briefe an die besten Freunde. „Lieber Freund“ diktirte? Das gab keinen schönen Klang. Jedoch was wollten Sie — er hatte keine Zeit. Und wieder eine Weile später hieß es auf die lebenswichtigen Briefe alter Kameraden: „Herr Mittermaier, bitte schreiben Sie mal dem Wanne da was — was Neues — Sie verstehen schon — so recht persönlich.“ Und Herr Mittermaier schrieb dem Wanne persönlich: „Im Reiche Ihres sehr geehrten.“ Denn Herr Generaldirektor Weiermann hatte eben keine Zeit. Und wieder später las der bezahlte Sekretär auch die Briefe an Herrn Generaldirektor Weiermann. „Auch jene mit ‚Persönlich‘ und ‚Privat!‘.“ Herr Generaldirektor? „Frage der Herr Mittermaier. — „Alle — sehen Sie. Sie sind ein feiner Kopf, und ich, ich habe wirklich keine Zeit.“ So ging's mit seinen Freunden. Bei den Eimen aber ging es so, daß er sie nur beim Mittagessen sehen konnte. Und ich muß es offen sagen, Generaldirektor Weiermann hat niemals Briefe oder Zeitungen beim Mittagessen in sich aufgenommen. Das Mittagessen, das gehörte der Familie und den — Telegrammen. Erst waren es nicht allzu viele. Ein paar vor der Suppe. Dann drängten sie sich auch zwischen Fleisch und Suppe und hagelten bei Döhl und Käffen. War es da ein Wunder, daß der Generaldirektor Weiermann am Ende keine Zeit mehr für das Mittagessen hatte? Er ging zu einem tüchtigen Mechaniker. „Sagen Sie mal, Bester, könnten Sie mir einen — die Rollen spielen keine Rolle — könnten Sie mit mir eine Art Erbschaft für das Mittagessen konstruieren?“ Nun ist es eine alte Sache: Wenn das Geld keine Rolle spielt, so kann man alles konstruieren. Also sah alsbald ein ordentlicher Erbschaftsmann für den Generaldirektor an dem Mittagessens und ab für ihn. Denn der Generaldirektor hatte wirklich keine Zeit. Und so war ja alles gut. Auch die Familie war für das erste zufrieden. „Ganz wie Vater,“ sagten seine Kinder, während der Erbschaftsmann ab. Dann aber kamen sie — begierlich, wie nun Kinder einmal sind — und wollten auch noch haben, daß das Ding an ihrem Tische spräche. Wieder ging der Generaldirektor zu dem tüchtigen Mechaniker — für die Eimen war ihm nichts zu viel — und sagte: „Hören Sie mal, Bester, mein Erbschaftsmann soll auch sprechen — das Geld spielt keine Rolle, Sie verstehen.“ Der Mechaniker verstand und konstruierte einen Sprechmechanismus. Der funktionierte wunderbar. Das

sprach und sprach und wurde niemals müde, auf irgend eine Frage eine Antwort zu erteilen. „Ach, sieh, Mama, ach, sieh, so viel und so geduldig hat Vater nie zu uns gesprochen!“ Die Mutter aber seufzte: „Das Herz fehlt, das Herz, bei Eurem neuen Vater!“ „Ach, Mutter, weißt Du, wir wollen's einmal dem Herrn Mittermaier sagen.“ Und sie sagten es dem Herrn Mittermaier. Und dieser trug es zwischen zwei Aktengesellschaftsgängen in einer gestohlenen Minute dem Herrn Generaldirektor vor. „Das Herz?“ murmelte der. „Das Herz?“ — Herr Mittermaier. Der Aufsichtsrat des neuen Truffs steht vor der Tür. Ich habe nicht viel Zeit. Machen Sie mal heute nachmittags die Sache ab mit dem Mechaniker, nicht wahr?“ Und Herr Mittermaier machte die Sache mit dem Herzen ab bei dem Mechaniker. Es war eine verurteilte schwere Sache, das ist wahr. In dessen, da das Geld nicht die geringste Rolle spielte. Die Jahre kamen und gingen. Riefengroß ertrug das Werk des Generaldirektors Weiermann und überholte die Länder. Hunderte von Statistiken schrieb nachlässig seinen Riefennamen rot in dunkle Wollen. Den Industriekaiser hießen sie ihn allerorten und den mächtigsten Mann der Erde. Auf diesem Höhepunkte seines Ruhmes fand ihn sein Jubiläum und sein weißes Haar. „Als das Fest vorbei war, an dem die Großen der Erde seinem Werte huldigten, ging der Generaldirektor seinen alten Eifersüchtigen in das Bureau. Auf einmal zitterten ihm die Knie. Auf einmal warf eine alte Erinnerung die fonderbare Faule über ihn, die alles klein und nichtig schienen, was man verloren hat. Und seine alten Hüfte gingen einen lang verkommenen Weg über Hüfe, Straßen, Gänge, hinein in ein flüchtiges, trauriges Zimmer, in welchem eine Frau, ein Mann und Kinder um eine Lampe saßen und sich freundlich unterhielten. Es war schon eine alte Frau und sah erwachsene Kinder. Fragend sah ihn die Frau an. Sie kannte ihn nicht. Schenken sah ihn die Kinder an. Sie kannten ihn nicht. „Sieh, Herr! Was wollen Sie im Kreise meiner Lieben?“ rief er den Mann an, der bei ihnen saß. Und der Mann wandte ihm ein Gesicht zu, das er kannte. Was das nicht der Erbschaftsmann, den er vor langer, langer Zeit einmal bei einem Mechaniker — „Machen Sie, daß Sie fortkommen, Sie Automaten, verflucht!“ Sie iren, Herr, ich bin kein Automaten, ich habe eine Seele, und ich habe Menschen, die mich lieben.“ Und der Zitternde sah in ein von jahrelanger Liebe überstrahltes Antlitz. „Dem fremden Manne ist nicht gut,“ sagte dieses Antlitz ins Zimmer zurück, „ich will ihn in ein Sanatorium bringen.“ Da schlug der Generaldirektor ein gellendes Gelächter auf. Ueber Gänge, Straßen, Hüfe wollte er den seinen Arbeitsraum zurück. In einen Stuhl sank er und starrte vor sich hin, wie Automaten starrten: „Hoffen sah er, Hoffen, Riefensitzen, weiter nichts als Hoffen.“ Und von den Hoffen sah er in sein Inneres hinab, und das war leer. Die Seele des Kindes. Kleine Kinder vermögen im ersten Jahre ihres Lebens noch nicht ihre Körperwelt als ihre eigenen zu erkennen. Man hat festgestellt, daß Kinder von 1 1/2 bis 1 3/4 Jahren, während sie aufrecht im Bett standen, sich z. B. so heftig in den eigenen Oberarm geiffen haben, daß sie vor Schmerz laut aufschrien. ... Das Kind Professor Preyers bot im 23. Lebensmonat Bekanntheit aufzugeben nicht nur seinen Zwieback an, sondern auch seine eigenen Zehen. ... Ähnliche Beobachtungen vermag jeder leicht an kleinen Kindern zu machen. Ebenso ist das neugeborene Kind auch wirklich taub, d. h. unempfindlich gegen Schallreize irgendwelcher Art. Aber auch das erste Lächeln des Kindes, das die Eltern so hoch begnügt, ist nur eine Reflexvorrichtung, denn diesen ersten Lächeln wohnt noch kein Erkennen der Eltern oder irgendein selbstliches Bewußtsein inne. — Bielversprechend. Erster Gläubiger: Ist die Braut des Herrn Bräutigam häßlich? Zweiter Gläubiger: Und wie! Da lacht einem das Herz im Leibe. — Berliner auf dem Lande. Tochter (zu ihrem Vater): „Mutter, wirklich, ich habe dich, die Witze wachsen man hier wie Theater aus der Erde!“

Der Stärkere.

Novelle von Henry Dubernois. „Ein wahrer Roman!“ hatten alle bekannten Familien gerührt ausgerufen, als Germaine Poitrier Raymond Lecollux heiratete. Germaine hatte dreihunderttausend Franken Mitgift; Raymond war Rechtsanwalt, und hatte er auch keine Praxis, so bekam er von seinem Vater einen sehr kräftigen Monatswechsel und durfte auf eine recht hübsche Summe rechnen, wenn sein erster Herr einmal das Zeitliche segnete. Also gehörte dieser „wahre Roman“ nicht zu denen, deren Liebhaber soziale Schranken gerührt. Aber während der Verlobung hatten die jungen Leute so naiv gegiegt, wie verliebt sie ineinander waren, daß beide Familien Poitrier und Lecollux sich barinnen einig waren, etwas Rechtliches nur auf der Bühne gesehen zu haben. Bei der Hochzeit sah Germaine wunderbarlich aus. Sie war sehr groß und stark, und die blonde Schönheit ertrabte in Freude und Gesundheit. Raymond war auch groß, aber er neigte zum Phlegma. Wie ein wunderbarer Traum war die Hochzeit, und Germaine lebte ganz glücklich heim. Als sich die Tür ihrer Wohnung hinter ihnen geschlossen hatte, fiel die junge Germaine ihrem Mann um den Hals und von Glück erfüllt, murmelte sie: „Ach Raymond, unsere ganze Ehe wird so wie die ganze Zeit in Italien sein, nicht wahr? Wie dankbar bin ich Dir! Wie schön ist es doch, sich so beschützt und verteidigt zu fühlen. Ich komme mir neben Dir wie ein schwaches, kleines Mädchen vor! Beschütze mich, beschütze mich immer!“ „Das will ich, mein Kleinstes!“ antwortete Raymond. Und Raymond stieg sich eine Zigarette an. Ost gegiegt hatte er unterwegs gesagt: „So wie ich nach Hause komme, mache ich mich gleich an die Arbeit, aber es noch in meinem Zimmer nach frischem Holz, Tapetenkleber und Bohnermalz. Doch trotzdem nahm er vor seinem Schreibtisch Platz, fand Federn bereit, Tinte im Tintenfaß und einen Stoß schönen weißen Papiers, auf dessen ersten Seite seine Mutter folgendes „Devotiv“ geschrieben hatte: „Keinen Tag ohne eine Visite, und gewohnt, zu geschweigen, schrieb er irgend eine Zeile hin, die er mit Schnörkeln verzierete. „Werde ich denn immer wie ein Schulfing behandelt werden,“ dachte er, „unfere“ Vermögensverhältnisse gehalten es mir doch, behaglich dahinzuleben, und dabei muß ich weiter so tun, als ob ich arbeite.“ Und er warf einen feindseligen Blick auf seinen Schreibtisch, wie ein Dazaron, der einen zu schweren Sad trägt, ihn fortzuwerfen möchte, um sich faul in der Sonne auszustrecken und eine rohe Zwiebel zu essen. Es fehlte ihm an Energie, und Melancholie ergriff ihn. In der Schule war er immer von den anderen geschlagen worden, die ihn als Dummkopf behandelten. Seine Mutter bestrafte ihn, weil er bei seinen Arbeiten schlief. Später, als sein Vater diese Vorfälle bemerkte, benutzte er die Schwachheit seines Sohnes und nahm ihm jede Selbstständigkeit. Er wurde von seinen Freunden und seinen Kameraden auch immer als Schwächling behandelt, aber er hatte sich geschworen, daß er vor Germaine stets der bleiben wollte, den sie in ihm sah; kraftlos und tapfer. „Wie schön ist es doch, sich so beschützt und verteidigt zu fühlen.“ Ich komme mir wie ein schwaches kleines Mädchen neben dir vor.“ Seine Frau steckte den Kopf zur Tür herein. Schnell schmierte er ein paar sinnlose Worte hin. Dann rühte er auf und hatte eine Miene ausgefetzt, als ob er Wut hätte, sich aus dem tiefen Nachdenken, das sein Wert erforderte, zurückzufinden. „Schon bei der Arbeit!“ warf ihm Germaine vor. „Du häst mir wenigstens den Tag heute noch schenken können. Laß deine grünen Papiere sein!“ Zuerst machte er eine Bewegung, um seine Feder hinzulegen — und mit heftiger Freude. Aber er überlegte: Die Frauen haben nicht ungern, wenn ihre Männer „Charakter“ zeigen, der eigentlich immer „üble Laune“ ist. Ergo durfte er nicht nachgeben. „Mein liebster,“ bemerkte er, „wir sind einen langen Monat fortgeblieben. Ich muß deshalb sofort an die Arbeit gehen.“ „Morgen ist auch noch Zeit genug. Wir wollen schauen.“ „Nein.“ „Sogar, wenn ich Dich darum bitte?“ „Sogar, wenn Du mich darum bitte.“ „Warte, Du schlechter Mann, das wollen wir mal sehen!“ Schätzend nahm sie ihm den Federhalter aus den Fingern. „Er gebot ihr: „Gib mir die Feder wieder, Kind.“ Er hatte ein wenig Kopfschmerz. Er hätte jenen dumpfen ohnmächtigen Zustand in sich aufzuheben, der ihn

schon als Kind erstickte, wenn ein Komrad seinen Federhalter oder seine Nütze mauste und sie ihm nicht wiedergeben wollte. „Germaine!“ „Nein, nein, nein! Du bekommst sie doch nicht wieder!“ Sie langte ganz rot vor Eifer über das Spiel um ihn herum. Er wünschte den unerwarteten Eintritt eines Diensthörsen, er hoffte, daß irgendein Verwandter klingeln würde. „Hole sie dir doch, du getrauf dich wohl nicht!“ „Du hast es gewollt, verdröhst Strid!“ Er ergriff sie bei den Handgelenken, aber sie machte sich los und packte ihn fest an beiden Armen. Da er sich sofort als der Schwächere fühlte, wollte er diesen Druck in eine zärtliche Umarmung umwandeln, aber Germaine schenkte dem Stoß, den er ihr auf die Stirne gab, keine Beachtung, und wie ein kleines Mädchen fachte sie sich ganz in den Eifer des Kampfes versenk. „Ich wette, daß ich dich hinwerfen kann,“ leuchtete sie. „Was fällt dir ein!“ „Na, wir sind noch nicht sechzig Jahre alt. Wir können uns doch amüsieren. Ich habe Muskeln, weißt du. Warte mal!“ Und sie stieß ihn und er fiel auf die Knie. „Du siehst, ich bin bestigt, du bist die Stärkere, ich bitte dich um Gnade.“ „Aber er fand ein wenig blaß und mit einem gezwungenen Lächeln auf, und Germaine sah ihn mit einem langen Blick an. „Mein Jungchen... Du bist mir doch nicht böse?“ „Nein, nein... aber du mußt mich arbeiten lassen!“ Drei Tage nachher, als das Hausmädchen einen schweren Schrank umstellen wollte und es nicht fertig bekam, wandte sie sich an Raymond. Dieser schätzte Blut und Wasser, aber es gelang ihm nicht, das Möbel weiterzuschieben. Obgleich er es Germaine unterlag, schob sie mit Leichtigkeit den Schrank an den anderen Platz und er murmelte zwischen den Zähnen: „Ich habe dir gesagt, du sollst ihn nicht anlassen. Du hast eine Manie, deine Kraft zeigen zu wollen.“ Es klang an, ein wenig albern zu werden, weißt du... „Wieder sah sie ihren Mann an. Er fehlte sie in Erinnerung... Trochdem war er doch groß und schien kräftig... aber er ging ein wenig born übergeigelt... er hatte Frauenhändchen, zarte Handgelenke. Ganz laut gab sie ihrer Leberliebigkeit Ausdruck: „Armes Jungchen!“ Er erwiderte: „Du fällst mir heute wirklich auf die Nerven.“ Es war ihr erster Streit. Am nächsten Morgen schloß sich Raymond frühzeitig in sein Arbeitszimmer ein. Germaine spähte durch das Schlüßelloch. Er hantelte. Da wiederholte sie für sich allein: „Armes Jungchen!“ Sie erinnerte sich, wie sie eines Abends während ihrer Verlobung miteinander gerungen hatten, um sich zu amüsieren, und er nachgegeben hatte. Sie hatte damals diese Niederlage seiner Galanterie zugeschrieben. „Armes Jungchen.“ Er hatte gewiß einen klüglichen Soldaten abgegeben, aber er war so klug und sehr gut... so gut... ein wenig zu gut: er sagte immer: ja. Sie hätte aber manchmal eines jener trockenen, definitiven „Nein“ gehört, die eine Autorität fühlen lassen. Armer Jungel! Der hantelte jetzt!... Wie würde sie ihn noch einmal herausfordern! Nach einem Monat fühlte er sich zweifellos gelübt und wollte das Spiel des Ringens wieder beginnen. Sie sagte ihm: „Nein, Schatz, du weißt, wie brutal ich bin!“ Er zuckte die Achseln. „Du glaubst, daß du mich in Angst jagst. Soll ich dich einmal an die Schultern fassen.“ Er hatte sich einen festlichen, verächtlichen Angriff zurecht gefügt, um seiner Frau die größere Muskelkraft zu beweisen. Er wollte sie nach hinten werfen und sie darauf mit festem Arm heben. Aber sie war fest wie ein Felsen und hielt den Stoß, ohne sich zu rühren aus. Ja, sie hing ein wenig zu lachen an, und dieses Lachen erinnerte ihn an das seiner Schulkameraden, wenn er ein klüglichen gewagt hatte, sich verteidigen zu wollen. Wut und Verachtung machten ihn rasch. Er überlegte nicht mehr, welchen Gegner er sich hatte, und sinnlos stürzte er mit hochrotem Kopfe auf sie. Germaine fachte in seiner Schilts hinein, und er drückte ihr die Hand zusammen. Sie schrie auf. „Nun,“ fragte er leuchtend, mit herabgerissenem Kragen, während ihm der Schwitz auf der Stirne stand, „bin ich nun der Stärkere, ja oder nein?“ Sie antwortete: „Ja, ja, mein Jungchen... tolle, erhole dich.“ Sie knüpfte ihm den Kragen zu, hand ihm den Schilts und trocknete ihm mit ihrem Taschentuch die Stirn.

Kindernis. Der Mensch wird mir wirklich zu müde, seit einer halben Stunde läuft er mir nach, da geniert sich ja jeder andere, eine Annäherung zu versuchen! Natürlich. Lieben hat ans Gerichtet. Mich abends hingestellt. Ich stand mir halb die Füße wea. Mein Wagen hat rebelt. Das heilte Wein- und Magenweh. Von ihm ein tücher. Auf. Mein Lieben ist darum per se Generalfeldmarschall. Rosel. Herr Fabrikant, ich möchte einen großen Spiegel kaufen, aber einen, in dem sich noch keiner spiegelt hat. Gourmand. Biersucher: Der Hauptmangel eines Mannes ist, daß er nichts hat, was ihm nicht aufpasst. Bei der Premiere. Die Theater: Wie sie zischen und pfeifen und trampeln! Ich will mich nur lieber jetzt gleich gehen; denn, wenn ich doch einen Akt abmarde, dann wird's am Ende lebensgefährlich! Verhängliche Frage. Kann ich nicht Manufaktur kriegen? Wir haben jetzt keine. Wann drucken Sie denn wieder welche? Im Haushalt der Natur. Kind: Die Witze haben ja ganz die Form von Kegenschirmen. Vater: Deshalb wachen sie auch meist an feuchten Orten. Enschuldigungsbrief. Gedretes Schulfeld. In dem meine Tochter Lisbeth gestern über Ohrenschmerzen klagte, da wird Ihr wohl ein Schwerm in Ohr getreten sein und hat sich auch noch erkräftet. Zu diesem Zweck liegt Sie im Bett und schneit mit aller Hochachtung Frau Reumann, Mutter. Berührende Drohung. Gerichtspräsident: Angeklagter, berechnen Sie sich unabhängig hier im Gerichtssaal, oder Sie sind zum letzten Male hier gewesen!